

STEFAN KRUSCHINA

Heimatlosen-Seelsorge auf dem Michaelsberg Ein Erlebnisbericht

I. In der Heimat

Ein Erlebnisbericht kann und soll immer das vom Berichtstatter selbst Erfahrene und Erlebte bieten; daher ist die »Ich-Form« kaum zu umgehen. So bitte ich um Verständnis dafür.

Es wurde ausdrücklich gewünscht, daß vorneweg etwas über die Herkunft gesagt würde*. Ich komme aus dem böhmisch-mährischen Grenzgebiet, einem geschlossen von Deutschen besiedelten Land. Meine letzte Seelsorgestelle in der Heimat war die Pfarrgemeinde Habicht, auf einem Hochplateau des Odergebirges, im Quellgebiet der Oder, etwa 20 km nördlich von Olmütz gelegen. Zur Pfarrgemeinde gehörten drei Orte mit insgesamt rund 1200 Einwohnern. Sie gehörten bis auf einen einzigen Mann (Einheirat) der deutschen Volksgruppe an, die das gesamte Nordmähren/Schlesien bewohnte. Die gesamte Bevölkerung war katholisch; dem schweren Abfallsdruck in der NS-Zeit hatte nur eine Person nachgegeben.

Nach dem Einmarsch der russischen Truppen am 8. Mai 1945 setzte eine Zeit brutaler Unsicherheit und Rechtslosigkeit mit Plünderungen und Raub, Vergewaltigungen und Mord ein. Nach dem Rückzug des größeren Teiles der russischen Soldaten schien erst eine ruhigere Zeit zu kommen; aber bald setzten die Raubzüge und Plünderungen durch tschechische Gruppen ein, die sich meist als »Partisanen« bezeichneten.

Am 3. September 1945 wurde unerwartet und ohne Vorahnung die Gemeinde von tschechischem Militär umstellt und der Befehl ausgegeben, alle Einwohner mußten innerhalb von zwei Stunden auf einer Wiese vor dem Dorf versammelt sein; mitzunehmen sei die Verpflegung für drei Tage und warme Kleidung. Die Häuser und Wohnungen mußten unverschlossen bleiben und in bester Ordnung zurückgelassen werden, Wertgegenstände, Geld, Urkunden und dergleichen dürften nicht mitgenommen werden. Ich wurde aufgefordert, zu bleiben, lehnte das aber ab, da ich vermutete, daß die Menschen in der Folgezeit die

* Anmerkung des Herausgebers: Dr. theol. Stefan Kruschina wurde am 8. Februar 1912 in Laubendorf/CSSR geboren. Am 5. Juli 1938 empfing er die Priesterweihe in Olmütz. In seiner Heimatdiözese war er zuletzt Pfarrer in Habicht. Nach der Vertreibung stellte er sich in den Dienst der Diözese Rottenburg. Am 19. August 1946 wurde er zum Heimatvertriebenenseelsorger auf dem Michaelsberg bei Clebronn bestellt. Damals gehörte der Michaelsberg zu der Pfarrei Bietigheim. Am 29. Januar 1948 übertrug ihm der Bischof die Pfarrei Kuchen, am 13. Dezember 1953 die Pfarrei Wurmlingen/Dekanat Rottenburg. Vom 25. Juni 1964 bis 18. Oktober 1965 war er Dekan. Während der Wurmlinger Zeit war Dr. Kruschina als Pfarrkonsultor, Synodalrichter am Bischöflichen Offizialat und Beichtvater am Priesterseminar in Rottenburg tätig. Am 19. Oktober 1965 wurde er zum Regens am Albertus-Magnus-Kolleg in Königstein/Taunus bestellt. Seit 1966 war er Lehrbeauftragter und seit 1967 Professor für Pastoraltheologie, Kerygmata und Religionspädagogik an der Phil. Theol. Hochschule Königstein/Taunus. Seit dem 1. September 1977 verbringt er seinen Ruhestand in Ammerbuch-Altingen. Dr. Kruschina wurde am 18. August 1967 zum Päpstl. Geheimkammerer und am 13. Januar 1978 zum Päpstl. Ehrenprälat ernannt.

priesterliche Hilfe besonders dringend brauchen würden. Nach einer Gepäck-Kontrolle und einer wesentlichen Erleichterung des Mitgenommenen hieß es warten bis gegen Abend. Inzwischen wurden die Häuser von weit hergeholt Tschechen besetzt, die sich schon in den letzten Wochen »ihren« neuen Besitz ausgesucht hatten. Gegen Abend wurde der Abmarsch ins Ungewisse angeordnet. Wir hatten eine schwerkranke Frau in unserer Mitte und eine andere, die zwei Tage nach der Geburt ihres Kindes war; wir mußten sie teilweise tragen. Unterwegs kam einer der begleitenden tschechischen Soldaten auf mich zu und erklärte, ich hätte ihm das Leben gerettet. Im Gespräch stellte sich heraus, daß es jener junge Mann war, der im Februar dieses Jahres ohne Erlaubnis und ohne Papiere über die Grenze aus dem tschechischen Protektorat gekommen war und von einigen Männern aufgegriffen worden war. Er sollte den geltenden Vorschriften entsprechend der Gestapo übergeben werden; dort wäre er kurzerhand erschossen worden. Ich konnte damals die Männer überzeugen, daß es bei uns ja nichts auszuspionieren gab und daß sie ihr Gewissen nicht mit dem Tod dieses Mannes belasten sollten; so ließen sie ihn laufen. Das war nun dieser Soldat. Er hat offensichtlich positiv über mich berichtet und mir so für die Folgezeit mancherlei geholfen. Gegen Mitternacht kamen wir in dem berüchtigten Konzentrationslager in Hodolein, einem Vorort von Olmütz, an: eine Anlage aus Holzbaracken aus der Zeit des Arbeitsdienstes, nur die Holzböden waren herausgerissen, damit die KZ-Insassen auf dem bloßen Betonboden schlafen mußten. Das Lager war vollgepfertcht. Wieviele Menschen seit Mai bereits erschlagen, erschossen, zertrampelt oder sonstwie umgebracht worden waren, konnte ich nicht ermitteln; Nachforschungen waren lebensgefährlich; man sprach von mehreren Tausend. Die Wachposten (auch sie gaben sich als »Partisanen« aus) führten ein Schreckensregiment. Besonders schlimm war der furchtbare Hunger. Wem es nicht gelang, gelegentlich eines Arbeitseinsatzes irgendwie etwas Eßbares aufzutreiben, der war dem Hungertode preisgegeben. Ich habe in dieser Zeit in ganz besonderer Weise erfahren dürfen, welche Wirkkraft der priesterliche Dienst bietet, ich möchte jene Zeit nicht aus meinem Leben streichen. Die tschechischen »Partisanen« waren in ihrem Verhalten viel schlimmer, als die russischen Soldaten: übrigens gab es zwischen denen kaum freundschaftliche Beziehungen.

Einige bezeichnende Episoden jener Zeit: wir mußten unter russischer Bewachung die Wohnungseinrichtungen verschleppter Deutscher auf Lastautos verladen. Die schweren Möbel die Treppen hinunter zu schleppen, war für die Hungrigen eine fast unmögliche Anstrengung; aber es hieß immer wieder: »davaj« – vorwärts. Bis wir eine Erleichterung entdeckt hatten: ein Möbelstück rutschte uns aus den Händen, unten kamen kleinere Stücke an. »Ničivo« – macht nichts, stellte der Wachposten fest. So rutschten uns eben fernerhin alle schweren Stücke aus, die kleinen Brocken zu verladen war leichter. Als der Wagen vollbeladen war, kam die Anerkennung: »karošo« – gut so. Ein andermal mußten wir von den Russen zusammengeräubte Schreibmaschinen verladen. Die Ladefläche war bald belegt, wie soll es weitergehen? Der Posten brachte eine Plane angeschleppt: darüberbreiten. Weil das nicht richtig gelang, brüllte er »germanski dumm«, sprang auf den Wagen und stapfte mit seinen Stiefeln über die Schreibmaschinen hinweg; da hatten wir tatsächlich erst gelernt, wie man es leichter machen kann: wir warfen die Maschinen auf den Wagen, wie man etwa Steine verlädt. Als der Wagen voll, übertoll war, bekamen wir unser Lob: ein mehrfaches »karošo«.

Bei unseren Sklaveneinsätzen fiel ich in meinem Priestertalar auf. Es war in Olmütz bald bekannt, daß dieser Pfarrer immer ein scharfer NS-Gegner gewesen war. Es gab Beschwerden von Tschechen und wie ich später erfuhr, auch Anträge auf meine Entlassung; ich selbst habe es abgelehnt, einen solchen Antrag zu stellen. Schließlich sollte ich »fertig« gemacht werden: ich wurde vor ein fünfköpfiges »Volksgericht« gestellt. Zuerst wurde zwar anerkannt, ich hätte mich den Tschechen gegenüber immer loyal verhalten, aber ich hätte im Jahre 1938 mich des Hochverrates gegen die tschechoslovakische Republik schuldig gemacht, da ich die

deutsche Staatsbürgerschaft angenommen hätte. Meine Antwort: ich hätte auch vor der tschechischen Staatsbürgerschaft schon eine andere gehabt, »wie Sie alle ja auch« (sie waren alle älter als ich). Ich wurde weder im Jahre 1918 noch 1938 gefragt, ob ich die neue Staatsbürgerschaft wolle. Wie war das nun im Jahre 1918: war das damals auch Hochverrat? Ich bekam keine Antwort. Zweiter Klagepunkt: die furchtbaren KZ in der NS-Zeit. Ich bestätigte, daß ich diese für ein Verbrechen halte, aber eben alle Konzentrationslager, die von damals und die von heute, auch dieses hier in Hodolein und die vielen tausend im Lande. Keine Antwort. Dritter Klagepunkt: Durch die Gestapo seien soviele Tschechen verhaftet und ermordet worden, alle Deutschen sind schuldig geworden. Ich bekundete wieder, daß ich diese Vorgänge für ein Verbrechen hielte, beteiligt waren wir daran nicht. (Mein Verhalten gegenüber jenen jungen Mann im Februar 1945 schien ihnen bekannt zu sein). Ich erklärte weiter: es müsse wohl in jedem einzelnen Falle erst festgestellt werden, wer denn diese Personen der Gestapo ausgeliefert habe. Vielfach waren es tschechische Kommunisten, welche ihnen unliebsame Personen auf diese Weise loswurden. Und da kannte ich einen Fall namentlich; der Denuntiant saß als »Richter« mir gegenüber. Ich forderte ihn auf, doch den Fall etwas näher zu erklären. Daraufhin gab es rote Köpfe, ich wurde aus dem KZ entlassen und ging wieder in meine Pfarrgemeinde zurück.

Dort hatte sich inzwischen viel geändert. Die Häuser waren alle neu besetzt, die deutschen Frauen waren zwar zum größten Teil aus den verschiedenen Lagern zurückgeholt worden als Arbeitsklaven, fanden aber meist in ihren eigenen Häusern keinen Platz mehr, sie mußten sehen, wo und wie sie unterkamen. Ich hatte schließlich im Pfarrhaus mehrere Familien untergebracht. Ich hatte mir aus dem KZ als »Andenken« eine Tuberkulose mitgebracht, die mir noch durch viele Jahre zu schaffen machte. – Ich erspare mir die Berichte über die weiteren aufregenden Ereignisse im Ort.

Ab Mai 1946 setzte die »humane Aussiedlung«, von den Tschechen »Odsun« – Abschiebung genannt, ein. 50 kg Gepäck durfte mitgenommen werden (wenn jemand noch soviel besaß), keine Wertgegenstände, kein Geld, außer 500 Reichsmark, die jeder als »Ersatz« für seinen bisherigen Besitz zugeteilt erhielt. Es wurden jeweils aus einem Ort nur kleinere Gruppen abgerufen. Ich bekam aus Olmütz »hohen Besuch«: eine kommunistische Abordnung machte mir das Angebot, ich könnte mit einer Gruppe »Antifaschisten« aussiedeln, da hätte ich mir auch meine Einrichtung mitnehmen können. Da ich den Zweck der Verlockung erkannte, lehnte ich ab: man suchte für die als rote Kadergruppen vermeinten »Antifaschisten« ein schwarzes Tarnmännchen. Als ich zur Ausweisung aufgerufen wurde, gab es noch eine Schwierigkeit: Partisanen hatten meinen Neffen verschleppt, er war in Mittelböhmen bei einem Bauern als Sklave. Ich forderte seine Freilassung und widersetzte mich gegen die Einreihung in einen Transport. Längere Zeit habe ich mit allen Mitteln opponiert, bis man mich gerne losbekommen hätte und ich durfte mir den Neffen persönlich holen. In der Zwischenzeit habe ich eine wichtige Erfahrung gemacht: ich hatte Gelegenheit, ein Telefonat des Lagerleiters mit einem westdeutschen Flüchtlingskommissariat mitzuhören (da konnte der sogar deutsch sprechen). Es wurde dabei vereinbart, wie die einzelnen Transporte aufgesplittert werden sollen, Anweisungen gegeben, wie selbst verwandtschaftliche Bindungen zerrissen werden könnten usw., damit die Leute möglichst isoliert werden; da würden sie eher bereit sein, Revolution zu machen. Dann könnte der Einmarsch aus dem Osten als Sicherung des Friedens erklärt werden. Jetzt war mir auch klar, was es mit den sogenannten Antifaschisten auf sich hatte: denen war die Aufgabe zgedacht, die Revolutionszellen zu sein; sie wurden daher in besonders wichtige Industriegebiete eingewiesen. Zu ihrer Ehre sei darauf hingewiesen, daß sie diese ihnen zgedachte Rolle nicht gespielt haben; sehr viele von ihnen dürften wahrscheinlich gar nichts davon gewußt haben.

Bei dieser »humanen Aussiedlung« wurden jeweils 40 Personen in einen Viehwagen

eingewiesen – samt Gepäck. Noch ein interessantes Erlebnis: Wir waren bereits auf die einzelnen Wagen verteilt, da wurde ich nochmals in das Büro gerufen. Dort empfing mich ein Herr (er war Inhaber eines »ganz hohen Stuhles« im Kreis Olmütz) sehr freundlich, dann schaute er hinter die Tür, ob nicht etwa Lauscher in der Nähe wären und sagte u. a.: »Ihr geht jetzt zwar einer harten Zeit entgegen, aber ihr geht in die Freiheit. Wir dagegen gehen der Sklaverei entgegen. Wenn ich könnte, ich würde sofort mit euch gehen«.

Nach der Vertreibung der Deutschen wurden in der Umgebung der Heimatgemeinde 24 Orte ausgelöscht, zerstört und zum militärischen Sperrgebiet erklärt. Nach Berichten, die mir zugegangen sind, wurden dort »Friedensobjekte«, sprich Abschlußrampen für Raketen, aufgebaut; ein neuer Urwald soll sich dort ausbreiten.

II. In Deutschland

Nachdem all die Prozeduren des Grenzüberganges überstanden waren, landete ein Teil unserer Zuggarnitur in Nördlingen; von dort wurden die einzelnen Personen auf die umliegenden Gemeinden aufgeteilt. Die Mallersdorfer Ordensschwester in Wallerstein suchten für ihr Krankenhaus einen Priester; da ich bei diesem Transport der einzige Priester war, kam ich dorthin; ich fand eine großherzige Aufnahme. Auf dem Dienstwege meldete ich mich beim zuständigen Bischöflichen Ordinariat in Augsburg; keine Antwort. Nach neuerlicher Meldung wurde mitgeteilt, ich solle warten, wenn man mich brauchen könne, würde man mich rufen. In der Pfarrgemeinde Wallerstein durfte ich zwar faktisch die Ferienvertretung in der Seelsorge übernehmen, nicht aber die amtliche Vertretung: man weiß ja nicht, was »die« können.

Eine schwere Frage unter uns Priestern war die: was ist mit unseren alten Mitbrüdern? Nun meinte ich, der Platz in dem kleinen Krankenhaus könnte auch von einem alten Mitbruder versehen werden. Ich wollte in die Gemeindegeseelsorge gehen, möglichst in die Diaspora, denn dort war die Lage für unsere Landsleute besonders schwer. Von Augsburg kam keine Stellungnahme. So fuhr ich selbst hin – trotz der schmalen Geldbörse (die 500 Reichsmark schmolzen schnell zusammen, dazu kam nichts). Vom Herrn Generalvikar in Augsburg wurde ich sehr ungnädig empfangen! Ob ich denn gleich eine große Pfründe wollte? Nein, die wollte ich nicht, aber in die Gemeindegeseelsorge möchte ich, möglichst in Diasporagebieten. Was mir denn eigentlich eingefallen sei, daß ich ausgerechnet in das Bistum Augsburg gekommen sei? – Da wüßte ich keine Antwort, vielleicht wisse er eine Erklärung. Schließlich wiederum die Antwort: »Warten Sie, wenn wir Sie brauchen können, werden wir Sie rufen«. Ich dankte für den freundlichen Empfang und sagte, ich würde nicht weiter belästigen. Ich hatte inzwischen erfahren, daß man in der Diözese Rottenburg Priester suchte für den Einsatz in der nordwürttembergischen Diaspora. So fuhr ich nach Stuttgart (nach Rottenburg bekam ich keinen Passierschein). Ich meldete mich bei Pfarrer Alfons Härtel, der kommissarisch für die Regelung des Einsatzes der vertriebenen Priester eingesetzt war. Und der erklärte mir, er suche schon lange einen Seelsorger für den Michaelsberg, ob ich denn dazu bereit wäre: weit ausgedehnte Diaspora, die bisher von der Pfarrei in Bietigheim betreut würde. Ohne nähere Kenntnis sagte ich zu und fuhr nach Bietigheim weiter. Im Gespräch merkte ich die Freude, daß man den Michaelsberg »loswurde«. Ich erhielt eine kleine Landkarte und konnte so ein wenig die Lage feststellen: weites Gebiet mit insgesamt 20 Gemeinden, Wohnung auf dem Berg, ausgesprochene Diaspora. Im weiteren Gespräch beklagte sich der Pfarrer über das Verhalten der »Hottentotten« bei der Einnahme von Bietigheim. Als er dann einiges über unsere Verhältnisse wissen wollte und ich manches berichtet hatte, erklärte er: »Warum seid ihr nicht Tschechen geworden, da hätte man euch nicht ausgewiesen«. Da konnte ich mir eine Bemerkung doch nicht verkneifen: »Sehen Sie, das

ist genau so gescheit, als wenn ich vorhin gesagt hätte: wenn Ihr Hottentotten geworden wäret, dann hätten sie Euch besser behandelt«.

Nun war ich also als Heimatlosenseelsorger auf dem Michaelsberg dekretiert. Die Schwestern in Wallerstein waren etwas enttäuscht, fanden aber schließlich meine Wahl für richtig. Es galt nun, die Übersiedlung zu bewerkstelligen. Ich erfuhr von einem Transportunternehmer, das verschiedene Dinge in Heilbronn abholen sollte. Da konnte ich mich für die leere Hinfahrt anschließen. Die lieben Schwestern versorgten mich noch mit einigen wichtigen Dingen: neben einigen Lebensmitteln mit Altarkerzen, Meßwein, Hostien und mit einem Sack Brennholz: daran hätte ich nicht gedacht. Am 19. August 1946 verabschiedete ich mich von den lieben Schwestern: Dank für die liebe Fürsorge!

III. Auf dem Michaelsberg

Der Lastwagen – ausgerüstet mit dem damals üblichen Holzvergaser – brachte uns beide, meine Nichte und mich (der Neffe war als Gärtnerlehrling in Wallerstein geblieben), mit unseren wenigen Habseligkeiten nach Clebronn. Der Fahrer hatte es eilig, er wollte noch vor Eintritt der Dunkelheit in Heilbronn sein. Am Straßenrand mußten wir unsere Sachen abladen, eine Fahrt auf den Berg war unmöglich. Es war aber auch kein Bauernfuhrwerk aufzutreiben, das noch auf den Berg hinaufgefahren wäre, trotz Bitten und Geldgebot. Nach vielem Bitten konnten wir unsere Sachen in einer Scheuer verstauen und so wanderten wir mit unseren Kofferchen den Berg hinauf: es gab nur einen schlecht bestellten Fahrweg für Pferdefuhrwerke. Nach Einbruch der Dunkelheit kamen wir oben an; wir wurden erwartet und bekamen gleich einen Hausschlüssel. Zwei Familien wohnten in dem ehemaligen Klosterbau: eine junge Familie aus Clebronn und eine gegen Kriegsende aus Köln evakuierte Familie. Die gebotenen Räume waren schön und weitreichend, der Ausblick auch in der Abenddämmerung überwältigend, alles war leer. In der trostlos aussehenden Küche stand ein alter, roher und wackliger Tisch und daneben eine ebensolche Bank. Für alle Räume gab es nur eine Glühbirne. Wir waren müde, verzehrten eine von den Schwestern besorgte Brotschnitte und »gingen zu Bett«: das war der blanke Fußboden, Kopfpolster war das Kofferchen, Zudecke unsere Kleider. Ich habe gut geschlafen, ich hatte ja einige Übung aus Hodolein. Meiner Nichte soll es weniger gut gelungen sein.

Am nächsten Morgen stellten wir gleich einen ganz schweren Mangel fest: kein Wasser. Jetzt hatte ich auch die Erklärung für die nach den damaligen Verhältnissen unverständliche Großzügigkeit hinsichtlich des Wohnraumes: wegen dieses Mangels konnten die Räume weiter nicht belegt werden. Wieder eine Brotschnitte als Frühstück, dann hinunter nach Clebronn, Erledigung der »amtlichen« Formalitäten und Suchen nach einer Transportmöglichkeit. Schließlich war ein geflüchteter Bauer, der mit seinem Pferdefuhrwerk aus der Batschka bis nach Clebronn gekommen war, zur Fahrt auf den Berg bereit. Nun ging es ans »Einrichten«: die Kisten als Tisch und Sitzgelegenheit, das wenige mitgebrachte Geschirr auf die Ofenbank, als Bett eine Decke als Unterlage und eine andere als Zudecke, natürlich auf dem Fußboden. Ich hatte mir zwar für zwei Betten die Hüllen der Matratzen mitgebracht und hoffte, wenigstens ein wenig Stroh aufzutreiben zu können, sie damit zu füllen; Fehlplan. Stroh war nicht aufzutreiben, höchstens gegen einen guten Anzug oder gute Schuhe, nicht für Geld. Nach einigen Monaten hat mir ein aus Stuttgart ausgebombter Polsterer, der in Kirchheim/Neckar in einer Garage wieder notdürftig eine Werkstatt eingerichtet hatte, die Hüllen mit Holzwohle gefüllt: königlich. Gegen Ende meiner Michaelsberger Zeit erhielt ich über die Caritas Stuttgart ein Schweizer Paket mit zwei Klappbetten samt Drahtrost, einem Klapptisch und vier Hockern: volle Aussteuer. blieb nur das Übel mit dem Wasser. Auf dem Berg gab es nur eine Zisterne, in der das Regenwasser vom Dach gesammelt wurde: ungenießbar: Wasser

für den Genuß mußte auswärts geholt werden. Zu allem Übel reichte in Cleebronn die Wasserleitung nicht: sie war wegen Wassermangel nur eine Stunde täglich »in Betrieb«. Später durfte ich mir täglich aus dem Landgut »Katharinenplaisir«, das am Fuß des Berges lag – es gehörte der als NS-Gegner wohlbekannten Familie Goerdeler – aus dem dortigen Brunnen das nötige Wasser holen.

In die Klosteranlage des Michaelsberges war eine zwar etwas heruntergekommene, aber in ihrer Substanz herrliche Kirche integriert. Sie wurde immer wieder als »eine der ältesten Kirchen des Landes« gepriesen. So konnte ich am Abend des ersten Tages auf dem Berge auch die heilige Messe feiern – dank der Vorsorge der Wallersteiner Schwestern hinsichtlich von Kerzen, Meßwein und Hostien. Es waren sogar einige Vertriebene aus Cleebronn dazu gekommen. Ein hoffnungsvoller Anfang. Zu der kanonisch errichteten Kuratie Michaelsberg gehörten insgesamt 20 Gemeinden, von Kirchheim am Neckar bis gegen Sternenfels. In den meisten Gemeinden waren bis Kriegsende keine Katholiken gewesen, in den größeren Orten lebten wenige katholische Familien. Erst durch die Vertreibung aus dem Osten waren in alle Gemeinden Katholiken eingewiesen worden, so daß sich bald eine »Gemeinde« von ca. 2000 Katholiken ergab. Sie waren aus allen Gegenden Mittel- und Osteuropas zusammengewürfelt: sie zu einer Gemeinde zusammenzuführen und ihnen allen seelsorgerlichen Beistand zu bieten, war nun meine Aufgabe. Die einzige katholische Kirche war die auf dem Berge, für die meisten Leute nicht erreichbar. Ich besuchte nacheinander alle Gemeinden, nahm Verbindung auf mit den einzelnen Bürgermeisterstellen, mit den evangelischen Pfarrern und suchte in jeder Gemeinde eine Familie oder wenigstens eine Person als Ansprechstelle. Ein Gottesdienstplan wurde aufgestellt. Hinsichtlich der Benützung der Kirchen fand ich bei den evangelischen Gemeinden großes Entgegenkommen. So wurden als gewöhnliche Gottesdienststellen für die Sonntage neben der Bergkapelle im Osten des Sprengels Kirchheim/Neckar und im Westen die Gemeinde Ochsenbach ausgewählt. So hieß es nun, jeden Sonntag spätestens um 5 Uhr morgens lostraben (Sommer und Winter, bei jedem Wetter), nach Kirchheim, ca. 15 km Entfernung. Dort Beichtzeit, heilige Messe mit Predigt, Gespräche und Beratungen, dann im Trab zurück auf den Berg: Beichtzeit, heilige Messe mit Predigt, Beratungen. Dann schnell etwas essen und gen Westen nach Ochsenbach. Auf der Straße wäre es dorthin ein unmöglicher Umweg gewesen; so konnte ich einen schmalen Fußsteig durch den Wald auskundschaften; da waren es etwa 10 km Entfernung. In Ochsenbach: Beichtzeit, heilige Messe, Beratungen. Die Beichtzeit wurde reichlich benützt. Die für den Gottesdienst nötigen Gegenstände mußte ich mir in einem Rucksack mitnehmen; daher der Ehrentitel »Rucksackpriester«. Sämtliche Wege mußten natürlich zu Fuß bewältigt werden, eine andere Möglichkeit gab es nicht. Am späten Abend, meist schon bei Dunkelheit oder gar in der Finsternis auf dem schmalen Fußsteig wieder zurück: da mußte ich mit erhobenem Kopf gehen, damit ich an dem helleren Streifen zwischen den Baumwipfeln den Verlauf des Weges feststellen konnte. Besonders »beruhigend« wirkte es dann, wenn in der Nähe das Gurren der Wildschweine und das Quietschen der Frischlinge zu hören war. Als einzige Reaktion blieb mir dann nur übrig, meinen Knotenstock herzhafter zu umfassen. Ich kann aber den Tieren bestätigen, daß sie mich niemals unfreundlich belästigt haben. Gesehen habe ich auch keine, es war dann schon immer stockfinster. Einmal habe ich ein ganz besonderes Konzert vorgeführt bekommen: es mögen einige hundert Waldkäuzchen ihre Generalversammlung abgehalten haben und ich durfte ihrem Palaver zuhören: es klang schaurig schön. Daß ich dann nach einem Tagesmarsch von etwa 50 km das letzte Steile Stück auf den Berg hinauf nur mühsam bewältigte und dann auf Abendessen und alles andere verzichtete, mag wohl verständlich sein. Nächste Aufgabe: Religionsunterricht in den Schulen. Ich mußte für die 20 Gemeinden einen Unterrichtsplan aufstellen. In den meisten – kleineren – Gemeinden mußten alle Kinder zu einer Gruppe zusammengefaßt werden, in den größeren Orten gab es auch zwei oder drei

Gruppen. Ich darf mit Dank erwähnen, daß ich bei sämtlichen Schulleistungen und Lehrern äußerstes Entgegenkommen gefunden habe. Bei den weiten Entfernungen und den oft unversehens eintretenden Hindernissen war es nicht immer möglich, den Zeitplan genau einzuhalten. Mußte ich doch innerhalb des Halbtages meist mehrere Gemeinden besuchen. Wann immer ich in der Schule eintraf, bekam ich die Gruppe der Schüler zugewiesen. In den meisten Gruppen habe ich zwei Stunden unterrichtet, um dann in die nächste Gemeinde weiter zu pilgern. Die Frage nach Hilfskatecheten hätte damals sowohl bei den Gemeinden, wie auch bei der Kirchenleitung nur ein mißbilligendes Kopfschütteln ausgelöst. Frühmorgens, nach der heiligen Messe, ging es los. Als Mittagessen konnte ich mir meistens eine oder zwei gekochte Kartoffeln einstecken (das Brot reichte ja nicht), im Herbst fand ich ja am Straßenrand einige Äpfel als Zuspese und am späten Abend gab es nach der Rückkehr nochmals etwas zum Essen. Von den Gemeindemitgliedern konnte ich nichts erwarten, denn die hatten ja auch nicht mehr. Zu einer Zubuße in Form der Kartoffeln verhalf mir immer wieder der Verwalter der Darlehenskasse in Cleebronn: er verkaufte mir öfters einige kg Kartoffeln ohne Bezugsschein.

Zu den evangelischen Pfarrern ergab sich bald ein gutes Verhältnis, so daß ich sogar zu ihren Versammlungen eingeladen wurde, bei denen es dann freilich auch hitzige Dispute gab. Von einem Pfarrer wurde ich sogar gebeten (er war über die Jugendarbeit zum Pfarramt gekommen), ob ich nicht seinem Sohne gelegentlich in Latein etwas nachhelfen möchte. Da ich in dieser Gemeinde meist erst gegen Abend durchkam, ließ es sich einrichten. Der scheue Blick des Jungen nach dem »Pferdefuß« wandelte sich nach der ersten Begegnung bald in freundschaftliche Erwartung.

Ein Erlebnis, gleich aus der Michaelsberger Anfangszeit möchte ich noch nachtragen: Am späten Nachmittag kam ich nach den sonntäglichen Wegen durch die Gemeinde Cleebronn. Am Dorfbrunnen stand eine Gruppe junger Leute, so um die 18 Jahre. Als sie mich kommen sahen, ging eine Kanonade von Spott und Beschimpfungen los, mit Ausdrücken und Titeln, die besser nicht wiederholt werden. Einen Moment war ich ratlos: was soll ich tun? Doch schnell war der Entschluß gefaßt: Angriff ist die beste Verteidigung. Ich ging auf sie zu und musterte sie der Reihe nach, sie schwiegen, unsicher, was nun kommen würde. Dann sagte ich lachend: »Hört einmal. Gibt es denn bei euch im Ort noch mehr so dumme Kerle, wie ihr seid?« Dann zog ich das Gespräch an mich und unterhielt mich eine Weile mit ihnen recht anregend. Freundlicher Abschied. Nächster Sonntag: wieder standen sie da. Im Näherkommen hörte ich einen sagen: »Jetzt mauhalten, der geht auf uns los«. Einer von ihnen aber konnte es sich doch nicht verkneifen und legte in der alten Tonart wieder los. Ich ging direkt auf ihn zu, schaute ihn eine Weile lächelnd an und langte ihm dann mit der Hand hinter das Ohr: »Mensch, Kerle, du bist ja hinter dem Ohr noch nicht trocken. Geh heim zur Mutter und laß dich trockenlegen«. Dann wieder das freundschaftliche Gespräch. Damit war das Eis gebrochen; wo immer wir uns trafen, riefen sie mir fröhlich zu, luden mich in ihre Mitte ein und es gab oft recht anregende Gespräche.

IV. Eine pastorale Not

Die neue Katholikengemeinde des Michaelsberges war aus allen Gegenden Mittel- und Osteuropas zusammengewürfelt. Es gab kaum ein Lied, das gemeinsam gesungen werden konnte: entweder waren in den verschiedenen Gegenden im Text oder in der Melodie oder in beiden bedeutende Unterschiede in Übung. Nicht einmal die allgemeinen Gebete, das »Vater unser«, »Gegrüßet seist du Maria«, das Glaubensbekenntnis usw. waren in der gleichen Fassung bekannt. Wie soll da ein gemeinsames Gebet oder Lied zustandekommen? Gebetbücher oder Hilfstexte gab es nicht, sie herzustellen fehlte das Papier. (Für jedes Briefblatt mußte

eine größere Menge »Altpapier« abgegeben werden, woher sollte man das nehmen? Zeitungen waren ebenfalls nicht zu bekommen und eine Zeitung zu beziehen, das hätte man vor allem von einem Vertriebenen als üblen Witz angesehen.) Schließlich hatte ich in dieser Beziehung Glück: Bei einem Sonntagsgottesdienst in Kirchheim war kein Ministrant zu finden. Da trat ein Herr vor und ministrierte mir in vorbildlicher Weise. Bei einem Gespräch nach dem Gottesdienst stellte ich fest, daß er in leitender Stellung in der auf dem gegenüberliegenden Ufer des Neckar betriebenen Papierfabrik tätig war. Ein vorsichtig angebrachter Hinweis verhalf mir dazu, daß ich am nächsten Sonntag ein Paket mit 500 Blatt Abzugspapier vorfand: damals ein Reichtum. Nach einigem Herumfragen gelang es mir auch, eine alte Schreibmaschine zu mieten. Jetzt konnte ich wenigstens einige Texte schreiben und sie bei den Gottesdiensten verteilen. Zu einer gemeinsamen Melodie halfen kurze Proben. Einen Teil dieses Papiers habe ich freilich auch für einen anderen Zweck abgezweigt: Wie schon erwähnt, waren die Heimatvertriebenen aus den einzelnen Gemeinden weithin zerstreut, »atomisiert«, weil die Austreiber dadurch schneller an ihr Ziel zu kommen hofften: eine Revolution im Westen. So sahen wir Priester auch darin eine wichtige Aufgabe, die Verbindung zwischen den einzelnen Familien der Gemeinden herzustellen. Dazu mußten Briefe geschrieben, Adressenlisten angelegt und verschickt werden; dazu war Papier nötig. (Bei einem Besuch in der Heimat im Jahre 1969 sagte mir ein tschechischer Bekannter, wir Priester seien im Osten von den offiziellen Stellen deswegen so schlecht angesehen, weil wir durch diese Vermittlung zu einem wichtigen Teil die Aufgabe der Vertriebenen vereitelt hätten. Diese Schuld nehme ich gerne auf mich.)

V. Versorgungslage

Für jene, welche allein auf die Kartenzuteilung angewiesen waren, blieb die Versorgungslage oft katastrophal. Es gab zwar von Zeit zu Zeit bei den verschiedensten Dingen »Sonderzuteilungen«. Diese wurden aber immer erst kurzfristig angekündigt. So kam es meist, bis wir auf dem Berge etwas davon erfuhren, waren die zugeteilten Mengen ausgegeben und wir hatten das Nachsehen. Auf das opulente Mittagessen, das ich bei meinen katechetischen Rundreisen zur Verfügung hatte, habe ich schon hingewiesen; und trotzdem durfte ich dankbar für die Hilfe sein. Für meine Gesundheit (Tbc) war es freilich nicht gerade förderlich.

Nach der Meinung eines Försters wirkte Gott damals ein besonderes Wunder: Im Herbst 1946 gab es eine so reiche Ernte an Bucheckern, daß sie in großen Mengen gesammelt werden konnten. Das daraus gepreßte Öl hat damals auf wahrlich wunderbare Weise geholfen. Auch meine Nichte ging oft tagsüber Buchecker sammeln. Dabei suchte sie auch jedes dürre Zweiglein zusammen, denn auch die zugeteilten Brennmaterialien reichten nicht aus, besonders nicht auf der windumwehten Bergeshöhe. Für den Abend vereinbarten wir uns einen Treffpunkt im Wald, damit ich die doppelte Ernte heimtragen helfen konnte. Und das besondere Wunder nach der Meinung des erwähnten Försters: daß auch im Jahre 1947 eine so reiche Ernte an Bucheckern anfiel. Er sagte, das habe er noch nicht in zwei aufeinanderfolgenden Jahren erlebt. Das Ergebnis wurde mit Freude angenommen.

Mein ältester Bruder Franz lag schwerkrank im Krankenhaus zu Schorndorf. Er ließ mir schreiben, ich möchte ihm doch etwas Obst und Weintrauben beschaffen, er solle viel davon essen. (Er war im Sommer 1945 mit der Familie vom Feld weggeholt worden, durfte nichts mehr aus dem Hause holen; sie wurden durch mehrere Tage, ja wochenlang ohne rechte Verpflegung im offenen Kohlenwagen hin und hergeschoben, landeten schließlich in Sachsen, schlugen sich nach dem Westen durch und waren nun in Schorndorf gelandet. Seine Gesundheit war gebrochen, er war Todeskandidat und ist auch im Februar 1947 gestorben.) Gerne hätte ich seinem Wunsch entsprochen. Ich bat zur Zeit der Traubenlese verschiedene

Wengert, sie möchten mir doch einige Trauben verkaufen, damit ich sie meinem schwerkranken Bruder schicken könnte. Nichts. Wenn ich einen guten Anzug oder gute Schuhe bieten könne, dann bekäme ich welche, für Geld nicht. Äpfel lagen damals in großen Mengen an den Rändern der Straßen, so sammelte ich davon immer wieder einige auf und schickte sie dem Bruder. Übrigens: einem der verschlossensten Bauern erklärte ich im Herbst 1947: »Dieses Jahr verkaufen Sie mir Trauben, wenn nicht, dann klaue ich sie Ihnen – damit sie Bescheid wissen«. Und er: »Ja, Sie bekommen, soviele Sie wollen.« So hatte sich das »Klima« geändert.

Noch eine Begebenheit aus jener Zeit: sie mag heute zum Lachen reizen, damals hatte sie eine ganz andere Wirkung: In den Wohnräumen auf dem Berge gab es zwar in jeden Raum Lampen, aber für alle Räume zusammen nur eine einzige Glühbirne. Dabei drückte bei jedem Einschalten die Sorge, ob sie nicht etwa streiken wolle. Das war natürlich äußerst lästig, besonders in der dunklen Jahreszeit. Ich hätte soviele schriftliche Arbeiten zu erledigen gehabt. Tagsüber war ich ja in den Gemeinden unterwegs, abends hätte ich manches besorgen können, aber da fehlte das Licht. Kerzen gab es ja auch keine: mit großer Not konnte ich die für den Gottesdienst nötigen Kerzen aufreiben. Nun bekam ich eines Tages von einer Familie in Kirchheim (der Mann arbeitete in einer Kaserne der amerikanischen Truppen) eine Glühbirne geschenkt. Eine kostbare Eroberung. Abends wollte ich meiner Nichte (und natürlich auch mir selbst) eine freudige Überraschung bereiten. Ich schraubte die Glühbirne in die Fassung und knipste an. Die Überraschung kam, aber anders, als ich erwartet hatte: es gab einen leichten Knall, ein Aufblitzen und Finsternis. Mir war damals das Heulen näher, als das Lachen. Ich wußte nicht, daß in Kirchheim die Netzspannung nur 120 Volt betrug, dagegen auf dem Berg 220 Volt. Auf der Glühbirne war überhaupt kein Vermerk angebracht.

VI. Ein Fahrzeug

Die weiten Fußwege an den Sonntagen und täglich während der Wochen erforderten nicht nur sehr viel Zeit, die ich anderweitig dringend gebraucht hätte, sie zehrten auch an der Kleidung, die immer ärmlicher wurde und ganz besonders an der Gesundheit, von der ich ja auch nicht allzuviel übrig hatte. Ein Fahrzeug mußte da sein. Ich hatte wohl in einem Pfarrhause ein fast neues Fahrrad entdeckt, das unbenutzt dastand, als ich aber vorsichtig die Möglichkeit des Borgens andeutete, war es unverzichtbar. Alles Herumfragen blieb erfolglos. Mehrere Anträge auf einen Bezugsschein wurden vom Landratsamt abschlägig beschieden. Schließlich fand ich einen Weg: in den NSU-Werken in Neckarsulm wurden Fahrräder erzeugt. »Ersatzteile« konnte man ohne Bezugschein kaufen. So kaufte ich eben nacheinander verschiedene »Ersatzteile«. Ich hatte zwar kein »Vitamin B« (Butter) zur Verfügung, da ich aber nicht rauche, konnte ich doch manchmal mit den Rauchwaren ein wenig »Dampf machen«. So verschaffte mir der Verkäufer immer die Stücke von der gleichen Art, bis ich schließlich ein Fahrrad zusammenbasteln konnte. Es fehlten nur noch die Gummireifen und die gab es bei der Firma NSU nicht, dazu war ein Bezugsschein unerlässlich; so ging ich selbst zum Landratsamt. Der betreffende Beamte schnauzte mich an und sagte hämisch, ich solle doch zur reichen Kirche gehen und mir von dort welche holen. Nachdem ich mir diese Sprüchlein eine Weile angehört hatte, zeigte ich auf einen Kalender, der an der Wand hing, und sagte etwas spitz: »Ach, da schau her, hier steht doch das Jahr 1947 verzeichnet und nicht 1943«. Er verstand und ich bekam sehr schnell meinen Bezugsschein! Jetzt war mir auch klar, warum ich früher mit den Anträgen wegen eines Fahrrades abgewiesen worden war. Ich hätte damals schon diesen Weg gehen sollen. Mit diesem Erfolg hatte ich manches an Zeit gewonnen und konnte Kräfte sparen. Das gute Wetter hielt an: im Herbst 1947 erhielt ich durch die Vermittlung der Caritas

in Stuttgart ein Klein-Motorrädchen der Marke Quick zugeteilt. Das Fahrrad war zwar dadurch nicht außer Dienst, denn der zugeteilte Sprit reichte nicht für alle Wege, aber doch für die weitesten und beschwerlichsten. Wegen der unmöglichen Wegverhältnisse auf den Berg konnte ich mit keinem der Fahrzeuge hinauffahren, ich hätte sie tragen müssen. Wieder half die Familie Goerdeler: ich konnte die leerstehende Garage benützen. Mit meiner Quick hatte ich bald ein Erlebnis, das leicht hätte schiefgehen können. Ich war nach einer Fahrt mit dem Rad durchschwitzt heimgekommen, mußte mich umkleiden und dann gleich mit dem Motorrädchen wegfahren. Bald geriet ich in eine Kontrolle durch die Besatzungspolizei. Es war ja strengstens verboten, ohne Ausweis auch nur vor die Tür zu gehen. Ich griff in die Tasche: nichts, leer. Ich hatte nach dem Umkleiden in der Eile vergessen, die Papiere umzustecken: kein Ausweis, kein Geld. Was tun? Heimlich zurückfahren war unmöglich, es standen Posten. Da kam ein Schutzengel in Gestalt des örtlichen Gendarms. Er kam auf mich zu, erklärte dem Posten, er kenne mich gut und lotste mich an der Sperre vorbei. Am nächsten Tag erzählte ich ihm, welche Rolle er am Vortage gespielt hatte. Er freute sich mit mir; nun habe er mir auch einen Dienst erweisen können. Ja, kurz vorher hatte ich ihm in einer etwas verworrenen Lage geholfen: ich traf ihn ganz verärgert auf der Straße; er habe eine dumme Geschichte zu klären. Da sei eine Anzeige eingegangen, die Flüchtlinge hätten einem Weinbauern über Nacht den Weinberg ausgeraubt, es müsse ziemlich viel gewesen sein. Ich erklärte ihm, da sei er auf einer falschen Spur, ich könne ihm garantieren, daß das kein Vertriebener gemacht haben könne; daß die vielleicht einmal ein paar Trauben mitnehmen, sei ja möglich. Aber einen ganzen Weinberg ausplündern: nein, das können die nicht, die haben kein Gerät und kein Faß und selbst wenn sie sich das irgendwie beschaffen könnten, würde es auffallen; da müsse er schon in den Reihen der Weinbergbesitzer suchen. Er suchte und fand einen der großen Weinbauern als Täter. Was man den Vertriebenen nicht alles in die Schuhe schieben wollte. Er dankte mir für den Tip.

VII. Mitbrüder

Den Rat, wir hätten eben Tschechen werden sollen, dann wären wir nicht ausgewiesen worden, den mir ein Mitbruder gab, habe ich schon erwähnt. Nachdem ich die Seelsorge auf dem Michaelsberg übernommen hatte (»amtlich« war ich als Vikar von Bietigheim eingesetzt, mit dem Dienstauftrag für den Michaelsberg), wurde mir vom zuständigen Pfarrherrn mitgeteilt, ich müsse ihm alle Meldungen zu einer Trauung zur Überprüfung vorlegen und mir jedesmal die Vollmacht zur Vornahme der Trauung von ihm einholen. Das widersprach sogar den strengen Bestimmungen des kirchlichen Rechtsbuches: dort war vorgesehen – als einzige Ausnahme – daß dem Vikar allgemein für alle Fälle die Trauungsvollmacht zustehe. So teilte ich meinem lieben Mitbruder mit: ihm stehe selbstverständlich das Recht auf die Vornahme aller Trauungen zu. Wenn er dieses Recht ausüben wolle, dann würde ich ihm alle Paare, die sich zur Trauung anmelden, zuschicken. Wenn ich aber die Vorbereitungen durchführen müsse, dann würde ich auch die Trauung vornehmen. Alle Trauungen vorzubereiten und vorzunehmen war für ihn weder zeitlich noch räumlich möglich. So mußte er mir, wenn auch widerwillig, das allgemeine Recht zugestehen. Als dann nach einiger Zeit mein noch in der Heimat vorbereitetes Buch »Kirchliches Eherecht in der Seelsorgepraxis« im Druck erschien, übergab ich ihm eines der ersten Exemplare. Nun war er zufrieden; später gestand er mir einmal, er habe in dem Buch noch einiges bisher Unbekannte entdeckt.

Natürlich waren auch im Bereich des religiösen Lebens und Brauchtums bei den Heimatvertriebenen manch andere Formen zu finden. Das erregte nur allzu leicht Aufsehen, nicht nur im Kreise der Kirchengemeinde, sondern auch bei manchen Mitbrüdern. Als eines der bösen Schimpfworte galt jenes von den »böhmischen Katholiken«. Die bringen es sogar fertig, sich

manchmal beim Gottesdienst hinzusetzen. Dafür bekam ich manchen Vorwurf. Nun, ich konnte mit Hinweisen über die liturgische Haltung dienen, die sowohl im Westen, wie auch im Osten bekannt sein sollten. Was mögen diese Kritiker von damals wohl heute sagen? Oder sind sie sogar Vertreter der »Neuen Zeit« geworden? Ja, und diese Geistlichen aus dem Osten, die haben sogar nach Ostern die Beichtstühle auf den Dachboden der Kirche geschafft und erst wieder zur Osterzeit des nächsten Jahres heruntergeholt. Was haben sie das Jahr über gemacht? Ich konnte diese Kritiker bestärken und beruhigen. Ich selbst hätte jedes Jahr Beichtstühle weggeschafft. Zur Beruhigung; es war in vielen Orten nach uralter Tradition ein ganz besonders geeigneter Bußtag eingeführt; an diesem Tag gingen sie wirklich alle zur Beichte. Da wurden die Pfarrer der umliegenden Orte zur Aushilfe eingeladen, möglichst viele. Dazu wurden an verschiedenen Stellen der Kirche Hilfs-Beichtstühle aufgestellt und die wurden dann wirklich wieder weggeschafft; es blieben nur die beiden fest eingebauten Beichtstühle belassen. Da sah der Vorwurf schon etwas anders aus. Und meist noch im gleichen Atemzug noch ein anderer Vorwurf: diese Flüchtlinge bringen oft nur ein allgemeines Bekenntnis vor: »gesündigt in Gedanken, Worten und Werken«. Und wenn sie zur Rede gestellt würden, dann sagten sie sogar, in der Heimat habe man sie deswegen nie zurechtgewiesen; was mögen die dort für einen Katechismus gelernt haben? Nun, ich konnte wieder beruhigen: wir hatten in den Diözesen von Böhmen und Mähren den Rottenburger Katechismus eingeführt, sogar bei den Tschechen war er in einer wörtlichen Übersetzung im Gebrauch. Was dieses »allgemeine Bekenntnis« betrifft, so war noch bei der Generation, die vor 1918 den Religionsunterricht besucht hatten, die im alten (auch in Deutschland meist gebrauchten) Katechismus diese Einleitungsformel in Übung, die aber dann weiter lautete: »Insbesondere aber bekenne ich...«. Auf diese Fortsetzung aber warteten die Sucher nach diesem »corpus delicti« nicht mehr, sondern setzten mit ihren Vorwürfen gleich dem armen und verdutzten Opfer zu. Auch so kann es gehen. Als Gegenbeweis konnte ich vorbringen, daß tatsächlich schon öfters zu mir Leute in den Beichtstuhl gekommen wären, die es partout mit dieser allgemeinen Form genügend sein lassen wollten; aber merkwürdig: die hätten alle ein waschechtes Schwäbisch gesprochen, das doch die Vertriebenen noch nicht kannten und ganz sicher nicht im Beichtstuhl angewendet hätten. Das überzeugte schließlich. Warum denn einfach?

VIII. Die Sache mit dem Liederbuch

In der Heimatdiözese, im Erzbistum Olmütz, hatte ich vom Generalvikar für die sudetendeutschen Gebiete, Weihbischof Josef Nathan in Branitz den Auftrag erhalten, für die Zeit nach dem Kriege die Neu-Herausgabe eines Gebet- und Gesangbuches vorzubereiten. Ich holte mir eine Reihe von Mitbrüdern zusammen, von denen ich wußte, daß sie auf einschlägigen Gebieten bedeutende Sachkenntnisse besaßen. Wir waren auch schon mehrmals zu Besprechungen zusammengekommen. Mein Plan war damals, ein solches Werk sollte die bestehenden Diözesangrenzen möglichst überschreiten, d. h. eine überdiözesane Arbeit werden. Ich nahm auch Verhandlungen mit ähnlichen Plangruppen in anderen Bistümern auf, so z. B. mit den Bistumsanteilen in Böhmen und Mähren, mit dem Erzbistum Breslau und auch schon mit einer Reihe von Bistümern in Österreich. Die Reihe sollte fortgesetzt werden. Ich hatte mir – mit vielen Schwierigkeiten – die Gesangbücher aller Bistümer in Deutschland beschafft und ging an die Katalogisierung, damals kein ganz leichtes Unternehmen, denn Kopiergeräte gab es ja nicht. Leider habe ich bei der Ausweisung das gesamte, recht umfangreiche Material verloren, nur die Kenntnisse konnte ich mir mitnehmen. In der bedrängenden Notlage im Westen (und auf dem Michaelsberge konnte ich sie besonders gut erfahren) griff ich wieder auf diese Kenntnisse zurück. Die Heimatvertriebenen hatten entweder überhaupt kein Gesang-

buch, oder sie waren so verschieden wie die Herkunftsländer. Neue Bücher waren absolut nicht zu bekommen. Ich sammelte wieder Liedertexte und Melodien, soweit sie erreichbar waren und plante die Herausgabe eines eigenen Buches, um eine gemeinsame Gestaltung des Gottesdienstes zu ermöglichen. In den Reihen der Heimatvertriebenen wartete man drängend auf eine solche Möglichkeit. Die damals für eine solche Herausgabe noch nötige Genehmigung durch die Besatzungsmacht hatte ich schon erhalten, ebenso die Erlaubnis für die Beschaffung der nötigen Menge von Papier. Ich reichte den Entwurf zur Erteilung des »Imprimatur« beim Bischöflichen Ordinariat in Rottenburg ein; das Buch sollte möglichst bald erscheinen. Ich hatte die Lieferverträge mit Papierfabriken unterschriftsreif, ebenso mit Druckereien. Wenn ich das Imprimatur in angemessener Zeit erhalten hätte, wäre das Buch noch vor der Währungsreform gedruckt worden, ein Umstand, der sich im Preis äußerst günstig ausgewirkt hätte. Aber von Rottenburg kam und kam nichts. Inzwischen ging das Gerücht um, es würde von allen deutschen Bistümern ein gemeinsames Buch vorbereitet. Ich suchte eine Verbindung. Wo ich aber anfragte, erhielt ich nur ausweichende, unklare Antworten oder ein einfaches Achselzucken; niemand wußte etwas. So verging die Zeit und als ich endlich das Imprimatur erhielt, war es offensichtlich, daß in absehbarer Zeit ein gemeinsames Gesangbuch erscheinen würde. Wenn ich meine Arbeit gleich in Druck gegeben hätte, wäre sie zwar mit Sicherheit noch vor dem anderen Buch erschienen, aber nun stand die drängende Gewissensfrage vor mir: wie soll es weitergehen? Durch die Herausgabe des Buches würde für die weitere Entwicklung ein furchtbarer Wirrwarr vorprogrammiert. Ich habe lange und schwer mit mir gerungen, von mancher Seite wurde mir die Herausgabe trotzdem angeraten. Ich habe aber zur Vermeidung schwerer Verwirrungen und wohl vieler nachfolgender Gehässigkeiten meine Arbeit in die Schublade gelegt; ich glaube, diese Entscheidung war trotz meiner schweren Enttäuschung richtig.

IX. Ein neuer Helfer

Im Sommer des Jahres 1947 bekam ich einen lieben Besuch: mein Mitbruder, Pfarrer Otto Langer. Wir kannten uns schon von der Gymnasialzeit her, dann vom Priesterseminar und schließlich waren wir im gleichen Dekanat in der Seelsorge eingesetzt. Er klagte mir sein Leid: an seinem jetzigen Wirkungsorte komme er überhaupt nicht zum Einsatz, er fühle sich überflüssig und wolle doch seine Kräfte im Dienste der Seelsorge einsetzen. Da wußte ich Rat. Die Seelsorgergemeinde Michaelsberg schrie ja gleichsam nach einer Aufteilung. Wir besprachen und planten miteinander die Errichtung einer eigenen Seelsorgestelle im Westen des Gebietes, eventuell mit dem Sitz in Ochsenbach. Ich stellte den Antrag an die Bischöfliche Behörde; das schwerste Hindernis für einen solchen Plan, die Personalfrage, war ja gelöst. So kam relativ schnell die Genehmigung und die Errichtung dieser Stelle. Da vorerst keine eigene Kirche zur Verfügung stand, wurde das Einverständnis der evangelischen Pfarrgemeinde Ochsenbach eingeholt, eine, wenn auch recht ungünstig gelegene Wohnung konnte auch gefunden werden, der Plan konnte verwirklicht werden, einige der im Westen gelegenen Orte der Michaelsberger Kirchengemeinde konnten zur Seelsorgestelle Ochsenbach zusammengefaßt werden. Pfarrer Otto Langer übernahm die Seelsorge und hat dort eifrig und mit prächtigem Erfolg gewirkt. Bald nach der Währungsreform hat er in Ochsenbach eine eigene Kirche und Pfarrwohnung gebaut. Ich kann nur mit großem Dank an diese Hilfe denken. Vor meinem Abgang vom Michaelsberg habe ich das Motorrädchen an Otto Langer übergeben.

X. Die Zukunft

Die Lage des Pfarrsitzes auf dem Michaelsberg ist herrlich, für die gedeihliche Seelsorgearbeit auf die Dauer unerträglich: das hatte ich hinreichend erfahren. Die Leute können nicht zum Pfarrer kommen, der Pfarrer nur sehr schwer zu seinen Leuten. (Vorausgreifende Bemerkung: heute sind die ehemals zur Pfarrgemeinde Michaelsberg gehörenden Orte auf 6 verschiedene Pfarrsprengel aufgeteilt.) Ich überlegte neue Möglichkeiten. Für die ordentliche Pfarrseelsorge ist der Michaelsberg ungeeignet, für außerordentliche Seelsorgsaufgaben (religiöse Bildung, Exerzitien, Tagungen usw.) wäre er eine großartige Möglichkeit, wenn ... ja wenn nur die Frage nach dem Wasser lösbar wäre. Ein Anschluß an die Wasserleitung in Cleebronn kam nicht infrage, einmal wegen der ungeheueren Höhenunterschiede und vor allem wegen des Wassermangels in dieser Leitungsanlage. Was sonst? Gott weiß bessere Wege, auch wenn wir keinen Rat mehr wissen. So mußte ich mich auf einem Seelsorgsgang nach Ochsenbach im Wald verirren. Nach längerem Hin und Her kam ich plötzlich an einen recht ansehnlichen Bach. An den Pflanzen am Bachrand erkannte ich, daß die Quelle nicht weit entfernt sein kann. Ich suchte sie: mitten auf einer kleinen Waldwiese ein Wassertümpel und in der Mitte brodelte das Wasser hoch. Das konnte doch nur der langgesuchte Wink von oben sein. Ich holte mir in den nächsten Tagen mehrmals Wasser aus dieser Quelle: beste Qualität und daß die Quelle ergiebig war, konnte man an der reichen Strömung in jenen überaus trockenen Sommermonaten erkennen. Ich konnte auch den Besitzer der Wiese feststellen und nun meldete ich das Ergebnis samt Planmöglichkeiten an die bischöfliche Behörde. Keine Antwort. Erst in späteren Jahren (ich war längst nicht mehr auf dem Michaelsberg) bekam ich von Rottenburg eine Anfrage über Wie und Wo dieser Quelle. Nun hatte der Funke gezündet. Die nötigen Voraussetzungen konnten geschaffen werden, eine eigene Wasserleitung von dieser Quelle wurde auf den Michaelsberg gebaut, nun konnten nicht nur die vorhandenen Gebäude- teile ausgebaut werden, sondern neue, beachtliche Erweiterungen wurden vorgenommen, das Jugendhaus Michaelsberg konnte eingerichtet werden. Nebenbei eine Bemerkung: ich kann es mir bis heute nicht erklären, warum die Gemeinde Cleebronn nicht schon längst die Hände nach dieser Quelle ausgestreckt hatte. Sie liegt ja nicht weit vom Ortsrand entfernt, der aus der Quelle kommende Bach floß durch die Gemeinde, die Wassernot in der örtlichen Wasserleitung war bedrängend. In witziger Weise erzählte mir jemand, daß manche Leute aus Cleebronn in trockenen Zeiten ihr Wasser vom Michaelsberg holen würden: sic tempora mutantur.

XI. Der Abschied

Im Dezember 1947 wurde ich zu einer Besprechung nach Stuttgart bestellt. Ein Domkapitular eröffnete mir, daß ich auf einen anderen Posten versetzt werden solle: »Sie kommen auf einen Erholungsposten«, so wurde mir freudestrahlend eröffnet und das sollte die Gemeinde Kuchen bei Geislingen, an der Fils gelegen, sein. Ich hörte das mit gemischten Gefühlen: Einerseits wußte ich, daß ich gesundheitlich schwer angeschlagen war und zweifelte, ob ich den bisherigen Aufgaben würde gewachsen sein. Andererseits war ich mit der Gemeinde durch die gemeinsam erlebten Nöte eng verbunden. Ich hatte aber gelernt, dem Ruf des Bischofs zu folgen, ob es mir gefällt oder auch nicht gefällt. Ich solle in Kuchen die Loslösung von der bisherigen Pfarrgemeinde Geislingen vorbereiten, die Gemeinde solle zusammen mit dem Ort Gingen zu einer eigenen Pfarrgemeinde erhoben werden. Ich würde der erste katholische Seelsorger seit der Reformation dort sein. Bei meinem ersten Besuch stellte ich fest: Ein schönes, neues Kirchlein, für die nun stark angewachsene katholische Bevölkerung viel zu klein, das »Mesnerhaus« daneben, das als Pfarrhaus vorgesehen, war von mehreren Familien

bewohnt, Industriegebiet; was mich aber am meisten bedrängte, erfuhr ich gleich: es gab schwerste Spannungen zwischen Einheimischen und Heimatvertriebenen in einer Schärfe, die eine Explosion jederzeit befürchten ließ. Aufgaben würde es also hinreichend geben. Erholungsposten?

Nach einem herzlichen, aber nicht leichten Abschied von der Michaelsberger Kirchengemeinde (inzwischen hatte ich auch unter der evangelischen Bevölkerung viele Freunde gefunden) übersiedelte ich am 29. Januar 1948 nach Kuchen. Die Wohnmöglichkeiten waren anfangs sehr beengt, bis schließlich für eine der im Pfarrhaus wohnenden Familien eine andere Wohnung gefunden wurde. Mein erster Sonntag in Kuchen: Wie ich später erfahren habe, hatten sich zwei Parteien gebildet, die »Einheimischen« bzw. Schwaben und die Vertriebenen. Die Scharfmacher auf beiden Seiten hätten sich schon mit Steinen versorgt; je nachdem, für welche Seite ich Stellung beziehen würde, sollten mir von der Gegenpartei die Fenster eingeworfen werden. Nun, ich bezog in der Predigt weder für die einen, noch für die anderen Stellung, sondern für die Sache Gottes: und der ist für Friede und Versöhnung, denn er schenkt uns immer noch seine reiche Liebe. Die Steine blieben in den Taschen, ich aber mußte, als ich von diesen Plänen erfuhr, an jene Pläne denken, deren Erfüllung man den Heimatvertriebenen östlicherseits zgedacht hatte; ein Antifaschistentransport war auch in Kuchen gelandet. Ich konnte die Verselbständigung der Gemeinde praktisch durchführen; rechtlich wurde sie erst unter einem der Nachfolger vorgenommen, der mit Neckarwasser getauft worden war. Auch die Spannungen zwischen den beiden »Parteien« konnten nach und nach entschärft und schließlich gelöst werden. Heute leben sie einträchtig miteinander, haben inzwischen in beiden Gemeinden Kirchen gebaut und tragen ihre Sorgen miteinander und nebeneinander, wie anderswo auch.

Schließen möchte ich mit einem fast witzig klingenden Hinweis: Derselbe Herr Domkapitular, der mir seinerzeit die Gemeinde Kuchen als einen Erholungsposten angepriesen hatte, erklärte jenem Nachfolger, zu dessen Einzug die Pfarrgemeinde Kuchen/Gingen rechtlich verselbständigt wurde, er komme jetzt auf einen der schwersten Posten des Bistums.